
Benjamin Bühler

Der Gelehrte auf dem Schlachtfeld

Kriegswissen, Vorzeichen und Trost in Wilhelm Raabes »Das Odfeld«¹

Wilhelm Raabes erstmals im Jahr 1888 erschienene Erzählung *Das Odfeld* stellt einen Gelehrten auf ein Schlachtfeld im Siebenjährigen Krieg (1756–1763). Schon damit weicht die Erzählung in bezeichnender Weise von anderen literarischen Schlachtfeld-Darstellungen ab. Zu nennen wären beispielsweise der *Picaro-Roman*, der eine Erzählordnung gründete, in welcher sich eine einfältige Figur oder, wie in Grimmehausens *Courasche*, eine Frau ins Schlachtgeschehen versetzt sah, die zahlreichen Texte, die sich dem deutschen Nationalhelden Hermann widmeten, oder die großen Schlachtfeld-Romane des 19. Jahrhunderts, Stendhals *Kartause von Parma* (1839) und Tolstois *Krieg und Frieden* (1868/69), in denen es das eine Mal ein naiver, aber begeisterter Jüngling und das andere Mal ein verfetteter Adliger sind, die sich orientierungslos zwischen zerfetzten Körpern wiederfinden. Raabes Magister Noah Buchius dagegen ist zwar ein Gelehrter, bietet allerdings ein trostloses Bild der Gelehrsamkeit in Zeiten des Krieges. Schon zu seinen Schulzeiten soll er eine überflüssige Gestalt und dreißig Jahre lang der »Sündenbock« und »Komikus« gewesen sein (19),² so dass man ihn beim Umzug der Schule vom Kloster Amelungsborn nach Holzminden einfach zurückgelassen habe. Und auch für den über das Kloster hinwegziehenden Krieg und die auf dem Odfeld stattfindende Schlacht ist er eine bedeutungslose Figur.

Der vorliegenden Untersuchung geht es jedoch weder um eine bloße Figurenanalyse noch um die Untersuchung der konkreten Quellen des Romans, was die Forschung zu einem großen Teil ohnehin geleistet hat.³ Vielmehr soll im Folgenden aufgezeigt werden, wie die Bedeutungslosigkeit des Gelehrten auf den historischen Wandel der epistemischen Konstellation von Gelehrsamkeit, Literatur und Krieg rekurriert. *Das Odfeld* erzählt dabei nicht einfach eine Geschichte der zunehmenden Spezialisierung und Technisierung der Kriegswissenschaft, sondern koppelt die Veränderung des Verhältnisses Gelehrter – Schlacht an eine über das rein Militärische hinausgehende Semiotik des Krieges: Die Vorbereitungen des Feldherrn und die der Einwohner des ehemaligen Klosters Amelungsborn auf die kommende Schlacht, die nachträgliche Verarbeitung der Ereignisse, die Suche nach Trost und die Orientierung auf dem Schlachtfeld werden in ihrer Zeichenvermitteltheit vorgeführt. Wenn dabei das wechselseitige Verhältnis von Zeichen und Dingen im Zentrum der Erzählung steht, so geht

es zum einen um die Materialität der Zeichen selbst, zum anderen um den Einbruch des Realen in die über Zeichen erstellten Deutungssysteme. Erzählbar wird diese Semiotik allererst durch den Schulmeister und Gelehrten Buchius, denn er ist die Instanz, die die Zeichen liest und deutet.

Buchius ist *erstens* das Negativ des Gelehrten, der in der Frühen Neuzeit, d.h. im 16. und 17. Jahrhundert, durch Herausgaben, Übersetzungen und Kommentare antiker Schriften das Kriegswissen allererst artikuliert und zugänglich machte. Ein Resultat dieser Arbeit war die um 1600 sich vollziehende oranisch-nassauische Heeresreform, welche bis in das 18. Jahrhundert Maßstäbe für die Organisation des Militärs setzte. Ein solcher unmittelbarer Einfluss auf die Ausbildung von Kriegswissen und seine praktische Umsetzung stellt jedoch nur eine Seite des Verhältnisses von Gelehrsamkeit und Krieg dar, denn die Gelehrten, Philosophen und Schriftsteller sind auch zuständig für die *nachträgliche* Bearbeitung des Geschehens, indem sie Sinnstiftungen und Erinnerungsarbeit ebenso leisten wie die Formierung und Etablierung von Helden-Erzählungen und heroischen Gestalten.

Weil Buchius derjenige ist, der die Zeichen liest, kommentiert und kommuniziert, kommt mit ihm *zweitens* der Wandel der Logik der Zeichen selbst ins Spiel. Damit wird aus der bloßen Satire auf einen verstaubten Schulmeister eine Erzählung über die Funktionsweise der Zeichen selbst. Was demzufolge auf der semiotischen Ebene geschieht, zeigt sich an den Variationen des Zukunftswissens im Roman, zumal der Magister als Autorität für die Deutung von zukunftsweisenden Zeichen gilt. Diese Zeichen erweisen sich allerdings gerade in ihrer Rückführung auf göttliche Warnungen als bloße Konstrukte, semiotisch ausgedrückt: Die Beziehung zwischen Signifikant und Signifikat ist willkürlich gesetzt, gleichwohl geben die Zukunftszeichen einen Deutungsrahmen für die vom Krieg Betroffenen. Was daraus für das Erzählen und die Literatur folgt, zeigt sich am Trost. Denn auch der Trost des Magister Buchius leistet kein religiöses oder metaphysisches Transzendieren des Schmerzes: Trost bietet nicht mehr als den Aufschub des Schmerzes durch das Erzählen, und das Erzählen zeugt im beständigen Anführen religiöser Aussageformen nicht vom jenseitigen Heil, sondern von dessen Suspendierung. Zukunftszeichen und erzählter Trost sind somit semiotische Kippfiguren zwischen der Lesbarkeit der Zeichen und der Willkür der Bedeutungszuweisung. Damit setzen sie im beständigen Anführen religiöser/metaphysischer Aussageformen die Gewissheit der religiösen/metaphysischen Grundlage der Zeichen außer Kraft.

Mit der Reflexion über die historischen Transformationen der Funktionsweise von Zeichen fügt Raabe das realistische Erzählen im bürgerlichen Zeitalter ein in die Spannung des Zeichen-Werdens der Dinge und des Ding-Werdens der Zeichen. Die Verkörperung dieser Spannung und damit der die Erzählung leitende und organisierende Master-Signifikant ist der Rabe, mit dem Buchius immer wieder identifiziert wird, und der die Schlacht unversehrt in Buchius'

Kammer verbringt. Während Buchius als Autorität für die Deutung der Zeichen in Erscheinung tritt, ist der Rabe das Objekt der Deutung, welches allerdings zunehmend zu einem Akteur wird. Seine Beschreibung bewegt sich zwischen seiner Charakterisierung als Zeichen der Zukunft und als Tier schlechthin. Folgerichtig zerfetzt und frisst der Rabe am Ende Theodor Kampfs Buch über Zukunftszeichen, woraufhin Buchius ihn zum Leichenfraß auf das Feld entlässt. Raabes Erzählung zielt somit nicht auf eine wie auch immer konzipierte Erkenntnis der Wirklichkeit, sondern auf eine historische Epistemologie des Wirklichen. Damit kommen die Instanz des Zeichen-Lesers und die Adressierung der gewonnenen Deutungen ebenso ins Spiel wie die wissenschaftsgeschichtliche Herkunft der Zeichen.

Philologisches Kriegswissen. – Als Buchius mit dem Amtmann auf dem Odfeld zusammentrifft, werden sie Zeugen der Begegnung zweier Krähenschwärme, die aussehen, als »würden sie von kriegserfahrenen Feldherren« geführt. Sie rüsten sich »wie zur Bataille«, und erst nach einer Stunde endet »urplötzlich« die »Schlacht der Krähen«. (26f.) Wie Buchius' Kommentierung dieser Schlacht zeigt, verfügt er über ein umfangreiches militärisches Wissen. Bewandert ist er in der Geschichte der Schlachten, denen er zugleich über das Historische hinausgehende Bedeutungen abgewinnt.⁴ So spricht er zu dem Amtmann: »Sehen der Herr Amtmann, ist es nicht, als ob die, so am Idistaviso schlugen, die, so dem Kaiser Carolo Magno und dem Herzog Wittekindus in die Bataille folgten, auf dem alten Blutort wieder lebendig worden wären? So hetzten sie im Gewölk, König Etzel der Hunne, Aëtius der Römer und Theoderich und Thorismund der Westgoten Könige!« (30) Hierbei handelt es sich keineswegs um, wie der Amtmann sagt, »Olimeswelthistorien«, verweist die Zurückschlagung der Hunnen unter »Etzel«, also Attila, doch auf die aktuelle Lage. Denn in der bevorstehenden Schlacht geht es um die Vertreibung der Franzosen durch ein Bündnis – war es damals eines zwischen Römern und Westgoten, so handelt es sich jetzt um eine Vereinigung zwischen Preußen und England. Buchius bezieht die Rabenschlacht auch ganz direkt auf die Position der Armeen. Das »Volk vom Norden« komme zur Abwehr der fremden, »wohl ausländische[n]« Scharen, wie eben auch Herzog Ferdinand sich dem »fremden Greuel« entgegen werfe. (27f.) Seine Kenntnisse gehen über historisches Wissen hinaus: Morgen würden sie »endlich auch einmal des Anblicks einer geordneten Schlacht teilhaftig werden, das agmen compositum, vielleicht auch quadratum, das aciem instruere – subsidiis firmare, ja auch vielleicht die Aufstellung in quincuncem, so jedes Durchbrechen der Linie verhindern soll, vor unseren Türen mit eigenen Augen kennenlernen. Polybius, Hyginus, sowie Vegetii epitome institutorum rei militaris –«. (31) Zeigt sich hier die Kenntnis bedeutender militärtheoretischer Texte der Antike, so wird Buchius später sogar strategische Überlegungen vortragen (s.u.). Doch das historische und theoretische Kriegswissen dieses Gelehrten läuft

leer: Er ist weder Herausgeber oder Verfasser solcher Schriften noch Berater eines Kriegsherren, nicht zuletzt versucht er seinen Lieblingsschüler Thedel von Münchhausen vom Eintritt in die Schlacht abzuhalten. Sein Wissen hilft ihm noch nicht einmal, die auf dem Schlachtfeld herumirrenden Angehörigen des Klosters zu retten: In verschiedenen Kreisbewegungen führt die Erzählung vor, wie Buchius die um ihn herum stattfindende Handlung ständig verfehlt.⁵ Dieses Fehlgehen ist allerdings erst vor dem Hintergrund der Bedeutung des Gelehrten für die Fundierung frühneuzeitlichen Kriegswissens zu verstehen, worauf Buchius' Kommentar verweist.

Die frühneuzeitliche Rezeption antiker Kriegsschriften reduziert sich zwar nicht auf die von Buchius angeführten Namen, doch mit Vegetius und Polybios sind zwei der wichtigsten Bezugsautoren genannt: Vegetius' Schrift *Epitoma rei militaris* war bis in das 16. Jahrhundert maßgebend in der Militärliteratur, nach dem Militärhistoriker Max Jähns ist sie das »rechte Symbol der Kriegswissenschaft in der Wende des 15. und 16. Jahrhunderts«.⁶ Spätestens jedoch seit Lipsius' Schrift *De militia Romana libri quinque. Commentarius ad Polybium* (1630) kam das Werk des griechischen, lange Zeit in Rom lebenden Autors Polybios in den Blick. Nur Hyginus erscheint in der Nennung Buchius' etwas fehl am Platz, denn die ihm (falsch) zugeschriebene Schrift *De Munitionibus Castrorum* widmet sich nicht der Schlacht. Gleichwohl mag sie doch in die Reihe passen, weil sie die Einrichtung des römischen Lagers nach geometrischen Prinzipien behandelt – und die Geometrie der Ordnung betont Buchius in seinen Ausführungen.

Überhaupt markiert der niederländische Philologe Justus Lipsius genau das Modell des Gelehrten, dessen Negativ Buchius bildet. Die systematische Aufarbeitung römischer Kriegskunst war Teil von Lipsius' Entwicklung des Neustozismus, der Populärphilosophie des 17. Jahrhunderts. Mit der Kommentierung von Polybios' Werk lieferte er konkretes militärisches Wissen, er war Herausgeber der Werke des Tacitus, neben Machiavelli die wichtigste Referenz für die Entwicklung der Staatsräson. Ausgangspunkt seiner Schrift *De constantia*, der moralphilosophische Klassiker des Barock, war die Flucht vor dem Krieg in den Niederlanden, womit er die entgegengesetzte Richtung wie Buchius einschlägt. In seinem großen Werk *Politica* fasste er Machiavellis Konzeption des legitimen Rechtsbruchs unter den Begriff der *prudencia mixta* und prägte einen Begriff der Disziplin, der sämtliche Lebensbereiche umfassen sollte, Gerhard Oestreich entwickelte denn auch ausgehend von dem Werk dieses Späthumanisten den Begriff der Sozialdisziplinierung.⁷ Nicht zuletzt war Lipsius' Werk von nicht zu überschätzender Bedeutung für die gegen Ende des 16. Jahrhunderts einsetzende oranisch-nassauische Heeres-Reform, die ihrerseits seit Nicola Kaminskis Arbeit *Ex bello artis* als diskursive Grundlage der barocken Literatur gelten kann.⁸

In der Schrift *De militia romana* gibt Lipsius zuerst einen Abschnitt aus Polybios' Werk in griechischer und lateinischer Sprache wieder, dann kommen-

tiert er dieses Zitat in der Form eines Dialogs und deckt damit in fünf Büchern die Bereiche ab: Auswahl der Soldaten, Organisation des Heeres, Bewaffnung, Schlachtordnung und Disziplin. Das Buch schließt mit einem Vergleich zwischen der römischen und der gegenwärtigen Kriegskunst, bei dem das schlechte Abschneiden der letzteren die römische Kriegskunst zum absoluten Maßstab macht. Auch sein Werk *Politica* beschäftigte sich mit der gegenwärtigen Kriegskunst, dessen fünftes und sechstes Kapitel sich ausführlich der *militaria prudentia* widmen. Die Bedeutung Lipsius' für die oranisch-nassauische Reform zeigt sich zum einen ganz konkret daran, dass Moritz von Oranien seine Vorlesungen an der Universität Leiden hörte und seine Bücher besaß, zum anderen dient er in den kriegstheoretischen Werken immer wieder als Bezugspunkt.⁹ So enthält der von Werner Hahlweg herausgegebene Entwurf eines Kriegsbuchs von Johann von Nassau Exzerpte aus Lipsius' *Militia romana* sowie eigene Ausführungen Nassaus unter dem Titel *Militia romana oder erkündigung, auf was weise die Römer ihre kriege geführet haben*. Dabei bedienten sich die Kriegsherren nicht nur der Editionen der Philologen, sondern unternahmen selbst Studien. In dem Band *Annibal et Scipion ou Les grands Capitaines avec les Ordres & Plans des Batailles*, welcher erst im Jahr 1675 veröffentlicht wurde, widmete sich Wilhelm Ludwig von Nassau am Beispiel von Hannibal und Scipio den Anforderungen an einen »großen« Feldherren, wobei er ausdrücklich auf die Bedeutung der Lektüre griechischer und lateinischer Autoren hinwies. So stellt neben Livius' auch Polybios' Werk eine zentrale Quelle für seine Darstellung des Zweiten Punischen Krieges, hier besonders der Schlacht von Cannae, dar, wobei er, da die lateinische Übersetzung der praktischen Umsetzung nicht standhielt, eine neue Übersetzung anfertigen ließ.¹⁰

Wie hier deutlich wird, vollzog sich die niederländische Heeresreform aus der Lektüre antiker Schriften heraus, wofür Lipsius Vorarbeit leistete, während die Kriegsführer aber auch selbst zu Philologen wurden. Ihre Ideen zur Erneuerung des Exerzierens, der Befehlssprache, Taktik und Schlachtordnung bezogen sie aus Werken des Polybios, Aelians, Leos VI. u.a. Allerdings stand bei ihnen naturgemäß die praktische Umsetzung im Vordergrund.

Lipsius lässt sich als Gegenfigur zu Buchius auffassen, denn er ist der Gelehrte, der erfolgreich sein militärisches Wissen an die Reformer und Kriegsführer vermittelt. Wie die Konstellation von Philologie und Kriegskunst Eingang in die Literatur fand, zeigt sich in Martin Opitz' *Trostgedichte in Widerwertigkeit des Krieges*. Schon zu Beginn hebt Opitz hervor, dass er mit diesen Gedichten ein neues Feld besetzt,¹¹ wofür er sich von anderen poetischen Gegenstandsbereichen, von Vanitas- und Liebes-Dichtung sowie Panegyrik, abgrenzt. Das neue Feld, das der Poet bestellt, ist dabei nichts anderes als eine Transformation des zum Schlachtfeld gewordenen Deutschlands. Neben den heilsgeschichtlichen und neustoischen Deutungsebenen der Gedichte spielt auch der niederländische

Kampf gegen die spanischen Besatzer darin als Vorbild eine wesentliche Rolle. Denn wie die Niederländer durch »Krieges-Kunst« die Spanier vertrieben, so geht es Opitz um die Vertreibung der Franzosen und das Aufstellen der »fahne« für die deutsche Poesie durch seine Poetik.¹² Der Sieg der Niederländer ist bei Opitz allerdings mehr als ein militärischer Sieg, denn nachdem die Stadt Leiden die Belagerung überstanden hatte, obwohl die Bewohner vor Hunger gestorben seien, gründete Wilhelm von Oranien im Jahr 1575 die Leidener Universität, was Opitz folgendermaßen kommentiert: »Jetzt wohnt Apollo da mit seinen [Musen] / Die wunderschöne Stadt hat alle hohe Sinnen / Hat alle Wissenschaft in jhren Kreiß gebracht / Vnd an des Krieges stat der Künste Sitz gemacht.«¹³ Nachdem das Feld durch »Krieges-Kunst« vom Feind geräumt wurde, können Kunst und Wissenschaft diesen Ort einnehmen. Die Transformation des Schlachtfeldes in ein poetisches Feld erhält hier eine kämpferische und zeitliche Komponente: Die Schlacht ist die Voraussetzung für die Implementierung des poetischen Feldes, dieses verwandelt nachträglich das Schlachtfeld in einen Gedächtnisraum: »Was ein sinnreicher Geist mit seiner Feder pflantz / Ist vor der Zeit Gewalt versichert vnd verschantz.« Der gerechte Krieg bereitet solchermaßen den Boden für die wahre Dichtkunst, die das einheitliche Deutschland herstellt.

Doch die Gründung dieser Universität steht keineswegs in Konkurrenz zum Krieg, und die »Künste« haben auch nicht allein die Funktion der nachträglichen Verarbeitung und Deutung des Geschehens, im Gegenteil liefern die sich dort entfaltenden Wissenschaften allererst die Voraussetzung einer neuen Kriegsführung. In Leiden studierte Wilhelms Sohn Moritz von Oranien, hier verfasste Lipsius sein Werk *Civilis doctrina*, in dem er sich auch der militärischen Klugheit widmet, es lehrten Isaac Casaubonus, der eine Polybios-Ausgabe herausgab, sowie Julius Scaliger, der eine Ausgabe der Werke Julius Caesars besorgte. Aber nicht nur die Philologie wurde gepflegt, vor allem der in Leiden lehrende Ingenieur und Mathematiker Simon Stevin war ein zentraler Akteur der oranisch-nassauischen Reform. Moritz von Oranien las seine Schriften intensiv, und Stevin war auch ganz praktisch, insbesondere im Festungsbau, an Moritz' Kriegserfolgen beteiligt.¹⁴

Schlachtfeld-Prognosen. – Während Opitz die Nachträglichkeit der Kunst herstellt, dabei gleichwohl die deutschsprachige Literatur als Heer auf die imaginären Schlachtfelder des Dreißigjährigen Krieges schickt, thematisiert Raabes *Odfeld* die *Beziehung* zwischen Gelehrsamkeit und Krieg. Sein Gelehrter ist weder an der Vor- noch an der Nachbereitung des Krieges beteiligt, und der literarische Text zielt nicht auf das Aufstellen einer »fahne«. Vielmehr führt die Erzählung Kriegswissen in satirischer Brechung vor und lässt es ins Leere laufen. Was damit gemeint ist, zeigt sich in der Modellierung des imaginären Schlachtfelds. Gerade auf dieses hatten sich die erwähnten Reformer konzentriert, ob sie mit Bleisoldaten verschiedene Aufstellungen durchprobieren, auf dem Exerzierplatz die Soldaten

aufstellten oder Schlachtordnungen aufs Papier brachten: Militärisches Wissen war hier vor allem Zukunftswissen und das heißt: Es galt, dem Feind zuvorzukommen, wie Johann von Nassau schreibt: »Dan wie kann der vor seinem feindt im felt eine nützliche schlachtordnung machen, wan er zuvor seine soldaten, vil weniger sich selbstn darzu undt darinnen nicht geübet undt exerciret.«¹⁵

Auch in Raabes *Odfeld* stehen die Gespräche und Ereignisse im Horizont der zu erwartenden Schlacht, wobei aber nicht nur die militärischen Planungen, sondern überhaupt Formen der Vorhersage thematisiert werden. Zukunftswissen erweist sich hierbei als explizit konstruiertes Wissen, weshalb es notwendigerweise stets unterschiedliche Entwürfe der Zukunft gibt. Aufgrund dieser Pluralität müssen Aussagen über die Zukunft stets autorisiert sein durch jemanden, der über die Kenntnis einschlägiger Werke oder ausreichende Schlacht-Erfahrungen verfügt. Und schließlich organisiert dieses Zukunftswissen in seinem doppelten Sinn die Erzählung: Zum einen als Wissen *von* der Zukunft, zum anderen als Wissen *in* der Zukunft, die in der Erzählung mal als Vorhersagen der Schlacht erscheinen, mal als Bezugspunkt für die Flüchtlinge, die auf dem Schlachtfeld auf die Aussagen des vorigen Tages rekurren – woraus sich ein komplexes System der Vorausdeutungen und Rückwendungen ergibt.¹⁶ Die Instanz, die diese unterschiedlichen Aspekte verbindet, ist Buchius, der die Zukunftszeichen liest, deutet, aber auch problematisiert.

Die Kommentierung der Krähenschlacht als Vorzeichen durch Buchius bringt den Gelehrten als Leser auch natürlicher Zeichen ins Spiel. Für Buchius wie für die anderen Protagonisten ist die Vogelschlacht ein Praesagium, ein Wunderzeichen, das auf kommendes Unheil hindeutet. Damit schreibt die Erzählung Buchius in die Reihe derer ein, die diese Zeichen auch tatsächlich deuten können, jedoch nicht als Prophet oder Seher, sondern als Gelehrter. Diese Figuration des Gelehrten wird besonders deutlich im *Theatrum Europaeum*, in dem ausdrücklich »falsche« Propheten verdammt werden und die Lektüre der Wunderzeichen allein den Gelehrten zusteht.¹⁷ Unter vielen anderen Wunderzeichen spielen auch Luftschlachten immer wieder eine wichtige Rolle. Das Jahr 1630 habe durch »schroeckliche Wunder und Zeichen« in der Luft und am Firmament des Himmels begonnen. Beschrieben werden dann u.a. Luftgebilde, die sich zu einer Schlachtordnung formen, worauf sich verschiedene Truppen angreifen und »darauf ein groß Getuemmel worden / dass man in solcher Confusion / vnnd vor dem Rauch / nichts mehr deutlich sehen koennen«.¹⁸ Solche Luftschlachten spielen sich aber auch zwischen den Wappentieren ab, zum Beispiel sei bei der Belagerung der Stadt »Wollgast« durch den schwedischen König als Wunderzeichen ein in der Luft mit einem Adler fechtender Löwe erschienen.¹⁹ Bei diesen Wunderzeichen handelt es sich in der Regel um Warnungen, die zur Rückkehr aufrufen, wobei aber Buße und Reue das angekündigte Ereignis nicht zwingend verhindern. In Raabes *Odfeld* geht es allerdings weniger um

die Deutung der Vogelschlacht selbst als vielmehr um deren Zeichen-Werden: Keineswegs spricht Buchius beim ersten Anblick der Krähenschlacht von einem Praesagium, vielmehr führt seine Kommentierung allererst vor, *wie* aus der Beobachtung einer Naturerscheinung ein Zeichen wird: So spricht er zu Beginn dezidiert in Vergleichen – es sei, »als« würden die Vögel von einem Feldherrn geführt, sie schwenkten »wie« zur Schlachtordnung, man solle es »fast als ein Praesagium« nehmen – und stellt erst am Ende dieser Reihe fest: »Es ist ein Prodigium!« (26f.)

Doch Buchius ist durchaus kritisch gegenüber dieser Deutung. In der Lektüre des Buches *Der wunderbare Todes-Bote oder Schrift- und Vernunftmässige Untersuchung Was von den Leichen-Erscheinungen, Sarg-Zuklopfen, Hunde Heulen [...] und andern Anzeigungen des Todes zu halten* von Theodor Kampf stellt er selbst die Uneindeutigkeit der Vorzeichen fest. Mit der ihn umtreibenden Frage, ob der Vogel »ein Zeichen vom Willen des Herrn« sei und seinen, also Buchius', Tod ankündige, folgt er dem Deutungsangebot Kampfs, wonach dem Gott dem Teufel die Wissenschaft zukünftiger Sachen einräume, diese in ihrer Ausübung jedoch der göttlichen Macht unterliege, weshalb er sie zu Gottes gerechtem Gericht ausübe. Buchius gibt jedoch zusätzlich eine psychologische Deutung: Es sei des »Menschen Selbstsucht«, alles als »Anzeige tecte oder aperte«, womit er eine Formulierung Kampfs aufnimmt, »für sich selber« zu nehmen (60). Denn es wäre zum einen ohnehin ein Wunder, in solchen Zeiten »nicht in die Erde oder gar den Bauch« eines Raben zu geraten, wie Hunderttausende andere auch, zum andern genüge doch schon der Psalmvers: »Herr, lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden. Amen!« (60) Schließlich erzielt Kampf Buch gerade den gegenteiligen Effekt: Je mehr seltsame Beispiele Buchius liest, desto mehr kommt er zu der Folgerung, es habe sich bei der Vogelschlacht doch nicht um ein Praesagium gehandelt. Die Lektüre setzt er aber nicht zuletzt deshalb fort, weil sie ihm in seinen »gegenwärtigen Nöten und Sorgen jedenfalls eine Unterhaltung« bot (60).

Buchius ist, zumindest hinsichtlich der Zukunfts-Zeichen, weitaus reflektierter als der Erzähler. Denn dieser, ein ehemaliger Zögling von Amelungsborn, sagt über sich selbst, er habe da zwar wenig gelernt, doch zur »Tugend der Wahrhaftigkeit« habe man ihn angehalten. Damit kommt ihm die Gelehrsamkeit des Magister Buchius dezidiert nicht zu. Wenn der Erzähler dann noch feststellt, »Was die Vögel über dem Odfelde vorausverkündigt hatten, das setzte sich nun ins Werk, für das Kloster Amelungsborn zuerst vom Süden her« (65), macht er aus dem bloß zeitlichen Zusammenhang zwischen Vogelschlacht und Menschenschlacht eine semiotische Beziehung. Ausdrücklich knüpft diese Aussage zu Beginn des achten Kapitels an die Beschreibung der Luftschlacht an. Dieser Luftkampf wäre nämlich, so der Erzähler, auch für den nüchternen und in den exakten Wissenschaften »besser beschlagenen Menschen des neun-

zehnten Jahrhunderts« von Interesse gewesen, und ein Schreiber hätte hier um »ornithologische Aufklärung« nachgesucht: »Wir aber halten uns mit dem letzten gelehrten Erben der Zisterzienser von Amelungsborn einzig an das Prodigium, das Wunderzeichen, und danken für alle fachwissenschaftliche Belehrung: wir lassen uns heute noch gern da an den Zeichen in der Welt genügen. Wo Besserunterrichtete ganz genau das – Genauere wissen.« (29) Die Konsequenz dieser Abwendung von den »Besserwissern« ist allerdings der Verzicht auf das zeitgenössische positive Wissen, womit der Erzähler die Spezifik von Buchius' Gelehrsamkeit gleich doppelt verfehlt. Der nämlich rekurriert zumindest auf das verfügbare Kriegswissen, und außerdem versteht er das Wunderzeichen, wie ausgeführt, keineswegs in der vom Erzähler nahe gelegten Eindeutigkeit.

Buchius' militärische Kenntnisse versetzen ihn in die Lage, mögliche Strategien der Kriegsparteien einzuschätzen und zu entwickeln, um damit auf der Grundlage strategischer Überlegungen die kommenden Ereignisse vorherzusagen: Zum Beispiel führt er aus, die französischen Feldherren wären »törrichter, als sie sind«, wenn sie angesichts der Erkrankung Ferdinands die Gelegenheit vorübergehen ließen, die Stadt Braunschweig zu erobern. Da sie hierfür über Einbeck müssten, würden die Alliierten sie also genau hier auf dem Odfelde aufzuhalten versuchen. Dass es also auf dem Odfeld zur Schlacht kommen *wird*, kündigen offensichtlich nicht nur die Vögel an.

Zu einer ganz konkreten Modellierung des Schlachtfeldes kommt es, als Buchius nächtlichen Besuch von der Magd und ihrem Verlobten erhält. Der Knecht möchte von ihm den Weg zum Herzog Ferdinand wissen, habe Buchius doch, so der Knecht, »seine Karten an der Wand und sich alles darauf angeschrieben, wie es draußen aussieht in der Welt« (50). Buchius leistet damit das, was ein militärischer Stratege zu tun hat: Er überblickt das Gelände und sucht die besten Stellungen aus, er plant das Geschehen im Voraus. Allerdings wird dieses Wissen des Gelehrten nicht mehr operativ umgesetzt.²⁰ Und wenn dann der Knecht mit Brotlaib, Heringen und Suppenpott die Aufstellung der verschiedenen Parteien rekonstruiert und Buchius auffordert, ihm den »kürzesten Richtewege zu unserm Herrn Herzog Ferdinand« zu weisen, wird die Modellierung gänzlich ins Lächerliche geführt (50f.).

Zukunftswissen und die Frage nach dessen operativer Umsetzung findet sich auch auf Seiten des Militärs selbst. Im vierten Kapitel schwenkt die Erzählung, nachdem der Magister die Vogelschlacht beobachtet hat, zu Herzog Ferdinand von Braunschweig, und zwar nicht nur zur Bestätigung des Vorzeichens, dem zufolge der kranke Ferdinand eben doch dem Feind entgegentritt und es zur Schlacht kommt. Im Vordergrund steht auch bei Ferdinand, dass der Sieg nur durch die Vorwegnahme des kommenden Geschehens errungen werden kann, allerdings hängt bei seinem Plan alles vom rechtzeitigen Eintreffen Hardenbergs ab. Die Erwartung von dessen Ankunft steht auch bei Ferdinands zweitem Auf-

treten im Text im Vordergrund: Die Stimmung, in der sich Buchius im Nebel des Odfeldes befunden habe, sei auch die des Feldherren gewesen: »Nämlich in der Erwartung, daß wieder einmal alles vergeblich sei und das Feld vor ihm wieder mal umsonst sich mit Leichnamen bedecke!« (115) Denn er habe die »feste Voraussicht«, dass Hardenberg nicht kommen werde. Bei seinem dritten Auftreten hält er fest, dies sei wegen des Ausbleibens Hardenbergs ein »vergeblicher Bluttag« gewesen (174).

Der Grund aber für Hardenbergs Ausbleiben besteht darin, wie ein Bote dem Herzog berichtet, dass sie die »schweren Pontons auf den schlechten Wegen nicht an den Fluß haben bringen können«. (177) Damit führt Raabe hier vor, was der General und Theoretiker Carl von Clausewitz als »Frikktion im Kriege« bezeichnete: »Diese entsetzliche Frikktion, die sich nicht wie die Mechanik auf wenig Punkte konzentrieren läßt, ist deswegen überall im Kontakt mit dem Zufall und bringt dann Erscheinungen hervor, die sich gar nicht berechnen lassen [...]. Ein solcher Zufall ist z.B. das Wetter. Hier verhindert der Nebel, daß der Feind zu gehöriger Zeit entdeckt wird, daß ein Geschütz zur rechten Zeit schießt, daß eine Meldung den kommandierenden Offizier findet; dort der Regen, daß ein Bataillon ankommt, daß ein anderes zur rechten Zeit ankommt, weil es anstatt drei vielleicht acht Stunden marschieren mußte [...]«. ²¹ Clausewitz zielt zwar auf eine Theorie des absoluten Krieges, rekuriert dabei aber auch beständig auf dessen Realität, das heißt, die »objektive Natur des Krieges« mache ihn zu einem Wahrscheinlichkeitskalkül. ²² Genau diesen Kalkül führt Raabes Roman vor, wenn Ferdinand einen wunderbaren Kriegsplan entwirft, dann aber der eine Teil, eben Hardenberg, fehlt, weil der vom Regen verursachte schlechte Zustand der Wege nicht vorhergesehen wurde. Das Scheitern des Vorhersehens zeigt sich aber auch an anderen Stellen: So schickten die Feldherren ihre Soldaten »vorwärts« ins Ungewisse des Nebels: »Die Kugeln, die sich verirren, können die klügsten Könige und Feldmarschälle nicht mitzählen in ihren strategischen Berechnungen.« (121) Vor diesem Hintergrund ist schließlich auch daran zu erinnern, dass diese Schlacht in Wirklichkeit u.a. wegen der Verspätung Hardenbergs nicht stattfand. Raabe bezieht sich in deren Darstellungen anhand von Quellenmaterial auf den strategischen Plan Ferdinands bzw. seines Geheimsekretärs Westphalen. ²³ Somit wird aus einem nicht umgesetzten Schlachtplan ein literarisches Werk, das das Scheitern von Plänen vorführt.

Semiotik des Trostes. – Raabes Roman stellt die Zeichenhaftigkeit der Wirklichkeit in den Vordergrund. Wenn allerdings die Krähenschlacht auf die bevorstehende Schlacht und den Überfall des Klosters Amelungsborn vorausweist, zugleich jedoch als Zukunftszeichen relativiert wird, wenn der Zeichendeuter Buchius die Flüchtlinge über das Schlachtfeld führt, allerdings nichts anderes als eine Kreisbewegung vollzieht, wird die über Zeichen verlaufende Wirklichkeits-

erfahrung brüchig. An genau dieser Stelle ist der Trost zu verorten – der Literatur keineswegs zur bloßen Lebenshilfe erklärt. Vielmehr zeigt sich im Trost der Verlust der Transzendenz der Zeichen, was auch den Status des Erzählens ändert.

Ausdrücklich bezieht sich die Erzählung auf die Tradition der Trostschriften.²⁴ So nimmt Buchius, als er seine Kammer bei der Ankunft der Franzosen verlässt, mit Boethius' Werk *Consolatio philosophiae* das Buch mit sich, das die literarische Form des Trostbuches begründete. Und noch auf dem Schlachtfeld sind es Bücher, die es ihm allererst ermöglichen, die Flüchtlinge nach Hause zu führen. Dabei handelt es sich neben Boethius' Buch um das Handbuch der stoischen Moral des Epiktetos, Schriften Senecas sowie das Alte und Neue Testament. Mit seiner »aus Christen- und Heidentum gezogenen Inl Philosophia« und seinem »pädagogischen Inl Stoizismus« gewinnt er seine Fassung ob des Schreckens und Elends wieder (203).

Die Verbindung von antiker und christlicher Lehre ist den Trostbüchern selbst eingeschrieben: In Boethius' Buch findet sich keine christliche Heilsperspektive, gleichwohl wurde er im Mittelalter als christlicher Märtyrer rezipiert.²⁵ Für die Frühe Neuzeit war der Klassiker der Trostbuches schlechthin Francesco Petrarca's *De remediis utriusque fortunae*, das auch die Wiederaufnahme des Stoizismus vorbereitete. Dem Neustoizismus, den Autoren wie Justus Lipsius, Guillaume Du Vair oder Pierre le Charron ausbildeten, kam die schon in der Spätantike festgestellte Nähe des Stoizismus zur christlichen Lehre zu Gute, denn einerseits legiti­mierten sie ihre Überlegungen christlich, andererseits hebt der Rekurs auf die säkulare Theorie eben diese christliche Lehre aus. Lipsius zum Beispiel entzog sich genau durch diese Doppelcodierung der katholischen Zensur und koppelte gleichzeitig die Moralphilosophie von der christlichen Moral ab, was seine Zeitgenossen auch erkannten. In einer späteren Editionen (erst­mals 1585) hinzugefügten »Anrede an den Leser« reagiert Lipsius auf seinen Freund Laevinus Torrentius, der meinte, die Schrift *De Constantia* hätte auch ein Heide schreiben können,²⁶ sowie auf den Vorwurf, er habe nicht genug Gottesfürchtigkeit gezeigt und die »Heilige Schrift« nicht zitiert: »Wenn ich ein Theologus sein wollen / so hette ich geirret: Nun ich aber nur ein Philosophus zu sein begert / warum schelten sie mich?«²⁷ Während hier Theologie und Philosophie aufgetrennt werden, versteht sich Lipsius an anderer Stelle durchaus als christlicher Philosoph: »Ich will mit [...] meinem Bötchen am Ufer bleiben / und ein Philosophus sein / aber doch ein Christlicher Philosophus.«²⁸ Lipsius bewegt sich nicht auf einer bestimmten Seite, sondern wechselt diese je nach Situation.

Die Wiederkehr der doppelten Codierung im *Odfeld* in Form des gleichberechtigten Rekurses auf stoische Autoren und die Heilige Schrift²⁹ verweist auf die tröstende Funktion der Zeichen – jenseits ihrer Herkunft. Angesichts der toten Raben auf dem Odfeld sagt Buchius: »Unser Herrgott treibet nimmer Narrenpossen. Wir wollen auch über diese seine Zeichen wieder ruhig nach

Hause gehen«. (203) Ist hier die Rede vom »Herrgott«, kann er an anderer Stelle genauso gut auf Senecas Rede von der göttlichen *providentia* (126) verweisen. Eingebettet ist diese doppelte Zuordnung in das Narrativ des Trostes. Ausgangspunkt der Trostschriften markiert in der Regel ein konkreter Anlass, bei Boethius ist es die als ungerecht empfundene Verbannung, bei Lipsius der Krieg in den Niederlanden, und in Opitz' Werk findet sich auch eine Trostschrift bezüglich des Todes einer jung verstorbenen Ehefrau und Mutter.³⁰ Der Begründung der Trauer folgt dann die Ausführung der Trostgründe, das heißt der Unbeständigkeit der Welt wird die Vorhersehung Gottes, die Ewigkeit des wahren, beständigen Glückes gegenübergestellt. Dabei erweisen sich auch Vorzeichen als Trostgründe, so heißt es in Opitz' *Trostgedichten*, der Herr schicke uns alles zu und ordne alle Dinge, weshalb man keine Zweifel haben dürfe: »Wie lange sol er auch durch Wunderzeichen sagen / Diß komme nicht ohn ihn? Hat nicht die hohe Luft / hat nicht der Himmel selbst uns deutlich zugerufft?«³¹ Opitz bezieht sich hier auf die berühmte Erscheinung eines Kometen im Jahr 1618, aber offensichtlich sind auch Raabes Vögel Zeichen vom Himmel. Für Buchius jedenfalls sind sie als »Boten des barmherzigen Gottes« Tröstung und Warnung (27), zugleich aber auch die »Zuchtrute« Gottes (31). Vor allem aber besteht der Trost, den er sich und anderen zu spenden hat, im Verweis auf die Allmacht Gottes, vorzüglich durch Zitate aus Psalmen: »Nun Herr, wes soll ich mich trösten? Ich hoffe auf Dich! seufzte der Magister mit dem Psalmisten.« (115) Gemeint ist Psalm 39, mit dem im Folgenden seine Situation, aus dem Kloster vertrieben und inmitten auf dem Schlachtfeld zu sein, umschrieben wird, um dann mit den Worten zu enden: »Ich will's abwarten, wie alle rundum es abwarten müssen, was kommen soll [...]. Wir können nur erleben, was Du willst, Herr Zebaoth, Herr der Heerscharen!« (117) Buchius übernimmt die stoische Haltung, das ihm auferlegte Joch ist zu ertragen, und so gilt für ihn, was auch Opitz fordert: »Viel besser ist es ja sich beugen / als zerbrechen.«³² Genau darin besteht Buchius' Trost, selbst noch angesichts des Leichnams seines ehemaligen Schülers, den sie auf dem Feld zurücklassen müssen, sagt er: »Kommet still und nehmet euer Bett ein, wie der allmächtige Gott es bereitet hat.« (207) Auch wenn Buchius mit dieser Form des Trostes einen Rückzug ins Private anstrebt, gelingen wird ihm auch dieser nicht. Denn die Erzählung unterläuft die mögliche Trennung von privat/öffentlich schon in ihrer narrativen Struktur: Der Magister geht aus seiner Zelle auf das Schlachtfeld und zurück, und der Rabe gelangt vom Feld in die Kammer, um am Ende zum Leichenfraß auf das Feld zurückzukehren. Und so wie Buchius seine Bücher mit auf das Schlachtfeld nimmt, sieht sein Zimmer, das während der Schlacht verschlossen geblieben war, durch das Wüten des Vogels aus, als ob die »Bataille« hier ausgefochten worden wäre (218).

Nachdem der Verweis auf die transzendente Instanz brüchig geworden ist, wird das Erzählen zur neuen Instanz des Trostes – allerdings verspricht es keine

Erlösung. Deutlich wird die Rolle des Erzählens vor allem in der Höhle, in der sich die Flüchtlinge nach ihrer Wanderung über das Schlachtfeld verstecken. Die Höhle markiert nicht nur ein Symbol der Totenwelt und des Begehrens, bedenkt man Thedels Annäherungen an Selinde, sondern auch eines Rückzugs- und Sicherheitsorts. Die Zeit in der Höhle überbrücken die Flüchtlinge mit Erzählen, welches allerdings nur die Zeit überbrückt, bis sie von schottischen Soldaten gefunden werden. Die hier stattfindende Form des Erzählens ist geradezu eine narrative *mise en abyme*, bezieht sie sich doch auf den Erzähler der gesamten Geschichte, der ausführt: »Möge der Trost, den wir persönlich aus dem alten Schulmeister [...] gezogen haben, vielen anderen zuteil werden.« (12) Das »Getöse« des Odfeldes, das auch auf die private Zelle des Magisters bezogen ist, erhält hier einen Gegenwartsbezug, handelte es sich doch um nichts anderes als den »Lärm der Gegenwart« (12). Der gerade in Raabes Zeit stattfindende Rückzug ins Private erweist sich somit als Illusion, da dieses immer auch schon vom Schlachtfeld und das heißt vom Politischen affiziert ist.

Der Trost ist keine private Angelegenheit. Zwar rede er, so der Erzähler zu Beginn, wenn ihm niemand zuhören wolle, zu sich allein, gleichwohl zielt der Trost auf die Vielen. Wie allerdings die Trostbedürftigen zu Buchius *kommen* müssen, so fordert auch der Erzähler das aktive Interesse. Trost ist demnach nicht unidirektional, sondern fordert eine engagierte Teilnahme von Tröstendem und Getröstetem. Raabe beschwört die mündliche Form des Erzählens und führt zugleich vor, wie der Erzähler als Ratgeber und Tröster scheitert. Damit ist er in die Reihe der Autoren einzurücken, anhand deren Walter Benjamin die These entwickelte, das Ende der »Kunst des Erzählens« sei eine »Begleiterscheinung säkularer geschichtlicher Produktivkräfte, die die Erzählung ganz allmählich aus dem Bereich der lebendigen Rede entrückt hat und zugleich eine neue Schönheit in dem Entschwindenden fühlbar macht.«³³ Allerdings macht das Erzählen im Fall Raabes doch noch mehr fühlbar als Schönheit. In der Form des Trostes verspricht es zwar keine Erlösung, konstituiert jedoch zeitlichen Aufschub. Wie Buchius' Lektüre von Kampfs Buch über *Anzeigungen des Todes* vorführt, bietet das Erzählen eine die Zeit überbrückende und das Gemüt beruhigende Unterhaltung. In diese scheinbar bloße Unterhaltung ist jedoch auch ein politischer Kommentar eingefügt, wie die Adressierung des Trostes und die Betonung der Unmöglichkeit eines privaten Rückzuges zeigen, nicht zuletzt gibt dafür der Text selbst eine Anleitung: Buchius habe die Landstraße nur beschritten, »um aus der unruhigen Gegenwart nach einer ebenso unruhigen Vergangenheit sich zurückzuträumen«, »das öde Feld und der ruinierte Handels- und Kriegspfad konnten nur zu oft doch auch als Zuflucht für ein vom Lärm der Zeit verwirrtes, betäubtes Menschen- und Homme-de-lettre Gemüt vorzuziehen sein.« (25) Dass der Gang in die Vergangenheit bzw. auf das »öde Feld« nun jedoch keine Zuflucht bietet, und diese vielmehr zu Orten des Einbruchs des Realen werden,

führt eben die Erzählung vor. Gleichwohl bannt der durch Erzählen geleistete Trost diese Beunruhigung seiner Leser wieder, indem er doch, wider Raabes eigenes Diktum, zur Unterhaltungsliteratur wird.

Helden. – Die Forschung ordnet Raabes *Odfeld* in die Reihe seiner historischen Romane ein, und es wurde immer wieder herausgearbeitet, wie Raabe nicht einfach historische Erzählungen fabriziert, sondern vielmehr die Unhintergebarkeit herausstellt, dass das Vergangene nur im Modus der Narration vergegenwärtigt werden kann.³⁴ Gerade mit dieser Konzeption eröffnet Raabes *Odfeld* auch einen Dialog mit dem narrativ konstruierten Nationalhelden Hermann, der in der Entstehung und Etablierung des deutschen Nationalismus eine wichtige Rolle spielte (zum Beispiel errichtete man in den Jahren zwischen 1838 und 1875 das Hermannsdenkmal im Teutoburger Wald). Dass Hermann überhaupt zum deutschen Helden werden konnte, geht auf den Dialog *Arminius* des Humanisten Ulrich von Hutten zurück, der im frühen 16. Jahrhundert erstmals, mit Rekurs auf Tacitus, aus Arminius bzw. Hermann einen Helden machte. In dem Dialog beklagt sich Arminius darüber, dass er bei der Auswahl der besten Feldherren ausgelassen worden sei. Im folgenden Vergleich mit Alexander, Hannibal und Scipio geht er dann siegreich hervor als »Befreier Deutschlands«, der trotz seiner Jugend und obwohl er das deutsche Heer allererst zusammensetzen musste, das »tapferste Heer« der damaligen Zeit geschlagen habe: »Zu jener Zeit lag des Vaterlandes Rettung einzig in meiner Person.«³⁵ Seither gibt es unzählige Bearbeitungen der Geschichte Hermanns, von Lohensteins Monumentalwerk über zahllose Opern-Fassungen, Dramen (z.B. Klopstock, Kleist, Grabbes) bis zu diversen Aufführungen im nationalsozialistischen Deutschland.³⁶

Auch das *Odfeld* schreibt sich in diese Geschichte ein, denn Buchius führt die Genealogie der Seinen auf die Cherusker zurück, die er als »Vorfahren« ausweist (160). Damit leistet er die Erinnerungsarbeit, welche die Voraussetzung für die historische Verwurzelung der einheitlichen Nation ist – was mit der Geschichte des Odfelds selbst korreliert. Da auf diesem Feld immer wieder Schlachten stattgefunden hätten, z.B. zwischen Römern und Cheruskern oder Franken und Sachsen, ist das Odfeld ein Erinnerungsort, der mit der etymologischen Herleitung »Campus Odini« sogar eine bis in die Mythologie zurückreichende Vorgeschichte erhält.³⁷ Solchermaßen erscheint es als »Götter-, Geister- und Blutfeld« (206) oder als »Kriegs, Jagd- und Opferfeld« (207). Auch historisch verbürgt ist die Geschichte dieses Ortes, wenn der in »vergilbten Papieren« blätternde Erzähler Tacitus erwähnt, der die Gegend schon gekannt habe. Das Odfeld ist ein realer Ort, der am Ende der Geschichte von Leichen übersät sein wird, zugleich ist es ein Zeichen-Körper, den der Roman narrativ entfaltet. Während somit Buchius auf Hermann verweist, verweist das Odfeld auf das bis heute nicht lokalisierte Schlachtfeld im Teutoburger Wald.

Doch auch hier leistet Raabes Erzählung eine Verschiebung. Die Rede nämlich von »Arminius und Germanicus« (28) bezieht sich auf den Rachefeldzug der Römer, bei dem sie einige militärische Erfolge erzielten und Hermanns schwangere Frau Thusnelda gefangen nahmen. Die Demontage der Idee des Heros verläuft aber vor allem über die Parallelfikturen Ferdinand und Buchius. Zum einen tritt Buchius selbst als ein, wenn auch »vollkommen passiver«, Held (18) auf, der unter allen Helden »dieses Tages« der vielleicht »sonderbarste« »Heros« (136) gewesen sei. Zum anderen erscheint Herzog Ferdinand von Braunschweig als der »große Feldherr mit dem Kinderherzen« und »Siegesheld« (35), der »insolvent« gestorben sei, sein ganzes »irdisches Eigentum« verschenkt habe und angeblich vom Alten Fritz zum »fou généreux« erklärt worden sei (181). Als sie sich am Ende begegnen, verstehen sie sich bestens: Buchius ist angesichts des Herzogs »vollständig entrückt« (189), und Ferdinand erklärt, noch keiner habe ihm ein solch »braves Wort« gesagt wie der Magister (188).

Auch die Parallelisierung von Germanen/Römern mit Deutschen/Franzosen greift der Roman auf, schließlich geht es um das Zurückschlagen der Franzosen, der aus dem Südwesten kommenden »fremde[n] Scharen« (27). Doch dabei bleibt es nicht, vielmehr demontiert der Roman die nationalen Grenzen. Für die Insassen des Klosters Amelungsborn ist es ohnehin egal, ob sie von Deutschen oder Franzosen überfallen und ausgeplündert werden, aber auch auf dem Schlachtfeld verschwimmt die Unterscheidung von Freund und Feind. Im Nebel bewegen sich »spukhafte Gestalten«, einzeln und in Haufen (113), vor allem aber spielen angesichts der im Morast steckenden Leichname die Nationalitäten keine Rolle mehr. Als die Flüchtlinge die Heerstraße überqueren, finden sie »nur Tote, Sterbende und Verwundete aus allen Völkerschaften vom Löwengolf bis zum Cap Wrath, von der Bai von Biskaya bis zum Steinhuder Meer und in die Lüneburger Heide.« (140) Die Unterscheidungen zwischen Römern und Cheruskern, Franken und Sachsen, Deutschen und Franzosen werden in die Erde des Odfeldes gestampft mitsamt den Vögeln.³⁸ Während die toten Körper in den Schichten des Feldes verschwinden, bedenkt der Roman auch die Erinnerung an sie. Die durcheinander geworfenen Bajonette und Reitersäbel, silberne und goldene Litzen seien »dermaleinst des Ausgrabens und Aufbewahrens in Provinzialmuseen wert« (202). Damit wird der Aufhebung aller nationalen Unterscheidungen auf dem Odfeld die nachträgliche Sortierung gegenübergestellt sowie der Sinn einer solchen Erinnerung durch ihre Etikettierung als Provinzialität in Frage gestellt.

Wie hier die Sortierung und damit Grenzziehung ins Lächerliche geführt wird, so hat Raabes Erzählung gerade im Vorführen des Fehlgehens transzendenter Aussageformen sowie der das Wirkliche vermittelnden Trost- und Zukunfts-Zeichen deren unhintergehbare epistemische und soziale Funktion zur Anschauung gebracht. Nicht zuletzt kündigt der Text in diesem Fehlgehen

eine neue Zeit an, in der die Zeichen und das Erzählen trotz ihrer fehlenden transzendenten Verankerung als Vermittler des Wirklichen notwendig sind. Der zur Bedeutungslosigkeit verdamnte Gelehrte erhält gerade dadurch selbst Trost, und damit lässt sich auch die Positionierung des Erzählers, der als ein »Poete« (15) bei Daten und Fakten sein Recht gelegentlich zu scharf nehmen, verstehen: Ihm geht es nicht um positives Wissen, sondern darum, dass jede Erfahrung und damit jedes Wissen zeichenvermittelt ist. Raabes Erzählung *Das Odfeld* schreibt nicht einfach die Geschichte der Säkularisierung fort, ist nicht allein eine apokalyptische Erzählung, vielmehr erzeugt sie im Erzählen einen aufzufüllenden Aufschub und spannt die Erfahrung moderner Wirklichkeit ein in das dynamische Verhältnis von Zeichen und Dingen, Deuten und Fressen.

Anmerkungen

- 1 Diese Überlegungen zur Repräsentation von Schlachtfeldern gehen zurück auf meinen an der Universität Konstanz gehaltenen Habilitationsvortrag *Schlachtfelder. Barocke Repräsentationen und Inszenierungen eines Heterotopos* (Februar 2010). Die Ausführungen zum Zukunftswissen verdanken sich maßgeblich dem von Stefan Willer und mir am Zentrum für Literatur- und Kulturforschung bearbeiteten Forschungsprojekt *Prognostik und Literatur*.
- 2 Die Seitenangaben im Text beziehen sich auf die Ausgabe: Wilhelm Raabe, *Das Odfeld*, in: ders., *Sämtliche Werke*, hg. von Karl Hoppe, Bd. 17: *Das Odfeld. Der Lar*, hg. von Karl Hoppe und Hans Oppermann, Göttingen 1966, 5–220.
- 3 Zu den Quellen vgl. den Kommentar der Braunschweiger Ausgabe sowie: Erich Weniger, *Die Quellen zu Raabes »Odfeld«*, in: *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft*, Bd. 7 (1966), 96–124; Helmuth Mojem, *Über die Quellen der Rabenschlacht im »Odfeld« Wilhelm Raabes*, in: *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft*, Bd. 31 (1990), 50–73. Zu Raabes Zitatkunst vgl. Hermann Meyer, *Das Zitat in der Erzählkunst. Zur Geschichte und Poetik des europäischen Romans*, Stuttgart 1961 (das neunte Kapitel widmet sich Raabes Roman *Hastenbeck*). Zur Intertextualität von *Das Odfeld*: Rosemarie Haas, *Raabe, der Rabe. »The Raven«. Beobachtungen zur Intertextualität in Raabes Erzählung »Das Odfeld«*, in: *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft*, Bd. 33 (1992), 139–164; Helmuth Mojem, *Der zitierte Held. Studien zur Intertextualität in Wilhelm Raabes Roman »Das Odfeld«*, Tübingen 1994; Iris Gehrke, *Trost der Philosophie? Stoische Intertexte in Wilhelm Raabes »Das Odfeld«*, in: *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft*, Bd. 36 (1995), 88–128; Joachim Jacob, *Das Ende der Erinnerungskultur. Wilhelm Raabe »Das Odfeld«*, in: *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft*, Bd. 31 (1990), 50–73.
- 4 Allgemein zur Geschichte der Konstruktion von Schlachtfeldern siehe den Sammelband: Steffen Martus, Marina Münkler, Werner Röcke (Hg.), *Schlachtfelder. Codierung von Gewalt im medialen Wandel*, Berlin 2003.
- 5 Albrecht Koschorke, *Der Rabe, das Buch und die Arche der Zeichen. Zu Wilhelm Raabes apokalyptischer Kriegsgeschichte »Das Odfeld«*, in: *DVjS* 64 (1990), 529–548, hier 530f.
- 6 Max Jähns, *Geschichte der Kriegswissenschaften vornehmlich in Deutschland*, Bd. 1: *Altertum, Mittelalter, XV. und XVI. Jahrhundert*, München–Leipzig 1889, 452.

- 7 Gerhard Oestreich, *Strukturprobleme des europäischen Absolutismus*, in: ders., *Geist und Gestalt des frühmodernen Staates. Ausgewählte Aufsätze*, Berlin 1969, 179–197.
- 8 Nicola Kaminski, *Ex bello ars oder Ursprung der »Deutschen Poeterey«*, Heidelberg 2004.
- 9 Gerhard Oestreich, *Der römische Stoizismus und die oranische Heeresreform*, in: ders., *Geist und Gestalt des frühmodernen Staates*, 11–34.
- 10 Werner Hahlweg, *Wilhelm Ludwig von Nassau und das Cannae-Problem*, in: *Nassauische Annalen* 71/1960, 237–242.
- 11 »Gib meiner Zungen doch mit deiner Glut zu brennen // Regiere meine Faust / laß meine Jugend rennen // Durch diese wüste Bahn / durch dieses neue Feld / Darauff noch keiner hat für mir den Fuß gestellt.« Martin Opitz, *Trostgedichte in Widerwertigkeit des Kriegs*, in: ders., *Geistliche Poemata 1638*, hg. von Erich Trunz, Tübingen 1966, 334–403, hier 337.
- 12 Nicola Kaminski, *Ex bello ars*, 24f.; das Zitat stammt aus Martin Opitz' *Buch von der Deutschen Poeterey* (1624).
- 13 Opitz, *Trostgedichte*, 383.
- 14 Werner Hahlweg, »Einleitung«, in: *Die Heeresreform der Oranier. Das Kriegsbuch des Grafen Johann von Nassau-Siegen*, bearbeitet von Werner Hahlweg, hg. von der Historischen Kommission für Nassau, Wiesbaden 1973, 12*.
- 15 Johann von Nassau, *Schlachtordnungen zu machen, welche mein gn. Her selber oft gestellt und zu papir bracht*, in: *Die Heeresreform der Oranier*, 281–303, hier 281.
- 16 Zur erzählimmanenten Rolle von Vorausdeutungen im Text vgl. Michael Ritterson, *Rückwendung, Vorausdeutung und Erzählablauf in Wilhelm Raabes »Das Odfeld« und »Hastenbeck«*, in: *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft*, Bd. 17 (1976), 107–132.
- 17 Hierzu und zum Folgenden: Benjamin Bühler, *Wandel von Zukunftsmodellierungen im Theatrum Europaeum*, in: *Das Theatrum Europaeum. Wissensarchitekturen einer Jahrhundertchronik*, hg. von Nikola Roßbach, Flemming Schoek, Constanze Baum, unter Mitarbeit von Désirée Müller, Wolfenbüttel 2012 (= *Theatrum Literatur der Frühen Neuzeit*), erscheint voraussichtlich 2013 in der Wolfenbütteler Digitalen Bibliothek.
- 18 Johann Philipp Abelinus, *Theatrum Europaeum. oder ausführliche und warhafftige Beschreibung aller und jeder denckwürdiger Geschichten*, Bd. 2: *Theatri Europaei [...] 1629 bis auff das Jahr 1633 [...]*, Frankfurt/Main 1646, 111f.
- 19 Siehe die Abbildung zwischen den Seiten 236 und 237 in: ebd.
- 20 Wie Wolfgang Schäffner aufzeigt (*Operationale Topographie. Repräsentationsräume in den Niederlanden um 1600*, in: Hans-Jörg Rheinberger, Michael Hagner, Bettina Wahrig-Schmidt (Hg.), *Räume des Wissens. Repräsentation, Codierung, Spur*, Berlin 1997, 63–90), ist die Verbindung von Repräsentieren und Intervenieren das Kennzeichen des um 1600 erscheinenden »topographischen Dispositivs«, zu dem auch die oranisch-nassauische Reform gehört.
- 21 Carl von Clausewitz, *Vom Kriege. Hinterlassenes Werk*, Frankfurt/Main-Berlin, 3. Aufl. 1991, 78.
- 22 Ebd., 31.
- 23 Weniger, *Die Quellen zu Raabes »Odfeld«*, 115–121.
- 24 Iris Gehrke (in: dies., *Trost der Philosophie?*) zeigt auf, wie Raabes Erzählung in einen intertextuellen Dialog mit Epiktets *Encheiridion*, Senecas *Epistulae morales ad Lucilium* und Boethius' *Consolatio philosophiae* eintritt.
- 25 Reinhold F. Gleii, Nicola Kaminski, Franz Lebsanft, *Einleitung: Boethius Christianus?*, in: Gleii, Kaminski, Lebsanft (Hg.), *Boethius Christianus? Transformationen*